

von der geplanten Verlegung des Regierungssitzes vernahmen; vielmehr sahen sie in dem Ruin der Häuser einen Weg, durch Verkauf der Bausteine nach Mormugão ihre Lage zu erleichtern. Daher benutzten sie ihre Gebäude als bequeme Steinbrüche, weil die Nachfrage nach handlichem Material immer grösser wurde. Als darauf von Lissabon der Befehl eintraf, niemand dürfe sein Haus niederreißen und die Steine verkaufen, wenn er sich nicht verpflichte, ein neues dafür in Mormugão zu errichten, umging man das Verbot dadurch, dass man in der Regenzeit die Dächer in schadhafte Zustand brachte und der Natur das Zerstörungswerk überliess. So wird das Bild, das Reisende entwerfen, immer trostloser; an der Neige des 17. Jahrh. war die Einwohnerzahl auf 20 000 gesunken; der Handel lag meist in den Händen der Hindu und Muhamedaner, die getrennt von den Portugiesen wohnten und nur schwierig von diesen Zahlung für gekaufte Waren erlangen konnten. Während so die Auflösung der Stadt ihren traurigen Fortgang nahm, hoben sich in glänzendem Kontraste zu diesem Elende, unangetastet vom Zahn der Zeit, Kirchen und Klöster ab, deren Hamilton von der Höhe eines Hügel 80 zählte.

IX.

Endlich im Jahre 1759, als ein feierlicher Friedensschluss mit den Mahratten den fortwährenden Feindseligkeiten dieses streitbaren Volkes ein Ziel setzte, wurde das Schicksal Goas besiegelt. Die einst so reiche Stadt lastete jetzt wie eine schwere Bürde auf der portugiesischen Regierung; ihre Verteidigung erforderte die Unterhaltung eines Heeres von 2000 europäischen Soldaten aus den Mitteln des Mutterlandes; aus den Zöllen konnte dieselbe nicht bestritten werden, da der Handel, der hauptsächlich in den

Händen der Jesuiten lag, nur unerheblichen Umschlag hatte und viele Gemeinschaften gar keine Eingangsgebühren entrichteten. Die Soldaten wurden jämmerlich besoldet und armselig ernährt; ihre Kapitäne erhielten monatlich je 12 M. und lebten von Reis und Fisch. Über diese Zeit des Verfalls haben wir einen anschaulichen Bericht von dem Holländer Jakob Canter Visscher¹⁾ in seinen „Briefen aus Malabar“; die höheren Klassen, sagt er, haben sich in die Umgegend zurückgezogen, weil das Klima von Goa der Gesundheit wenig zusagt. Die Ufer des Mandoviflusses und seine kleinen Inseln waren mit blühenden Meierhöfen, Pflanzungen und Obstgärten bestanden, von deren Erträgen die Fidalgos lebten; halten sie es ja für ein Unglück, sich einem bürgerlichen Erwerbszweige zuzuwenden. Die Portugiesen entbehrten jeder Geschäftskennntnis, hielten aber grosse Stücke auf feine Titel. Ihre Unterhaltungen bewegten sich nur um hohe Ämter und militärische Kommandos. Eine Stelle, die ein kleiner Handelsmann ausfüllt, braucht bei ihnen einen General. Jedes ihrer Kriegsschiffe besass einen Befehlshaber höchsten Ranges; um ihn kreiste wie um die Sonne die Gestirne, eine Schar von Kapitänen, Leutnants und Fahnenjunkern; ihr Einkommen stand jedoch in keinem Verhältnis zu ihren hohen Titeln; die Soldbezüge eines Kapitäns waren geringer als bei uns die eines Sergeanten. Dennoch liebten sie es öffentlich, einen aufsehenerregenden Prunk zur Schau zu tragen. Nicht zufrieden mit dem einen landesüblichen Schirme, den sie über ihr Haupt halten liessen, liess der Inhaber eines hohen Ranges zwei oder drei Diener aufziehen, mit Schirmen, die mit herabhängenden Troddeln und silbernen Stiften versehen sein mussten. Die Träger derselben waren Kaffern oder Neger in Röcken von schreienden Farben, dazu gesellten sich andere Kaffern mit langen Schwertern, die ihren Herren die Dienste von Bravis thaten.“

Einmal auf abschüssiger Bahn traf Goa im Jahre 1759

¹⁾ Letters from Malabar, by J. Canter Visscher, translated from the original Dutch by Major Heber Drury. Madras 1862.

ein schwerer Schlag. Der Vizekönig verlegte seine Residenz von der Vorstadt Panelim nach Panjim am rechten Ufer des unweit davon mündenden Mandovi — damals noch ein schmutziges Fischerdörfchen — und seinem Vorgange folgten die Staatsbeamten. So ist Panjim die Hauptstadt von Portugiesisch-Indien geworden und heisst als Nachfolgerin von Goa auch Neugoa — Nova Goa. In demselben Jahre verfügte der Minister Pombal auch die Austreibung der Jesuiten aus Goa und ihren übrigen Niederlassungen im portugiesischen Ostindien und versetzte dadurch der Handelsbilanz des Platzes einen fühlbaren Stoss. Dieser Staatsmann hat es dann auch zum letzten Male versucht, das alte, gefeierte Goa aus seinen Trümmern wieder zu neuer Grösse erstehen zu lassen. Aber ebensowenig, wie auf den Befehl des Paschas von Damaskus, sagt ein Reisender, Palmyra sich wieder aus den Ruinen erheben könnte, erweckte Pombals Ruf Goa wieder zum Leben. Unter den zwangsweise zu Frohndiensten auf Goas verwilderten Strassen aufgebötenen Arbeitern aus der Landbevölkerung brach eine bösertige Seuche aus und griff vernichtend um sich. Nichtsdestoweniger bestand die Regierung in Lissabon auf energischer Ausführung ihrer Anordnung und forderte die Fidalgos auf, in der alten Metropole ihren Wohnsitz zu nehmen, unter Androhung, die Adelsvorrechte den Ungehorsamen zu nehmen. Dazu ist es allerdings nicht gekommen; die Regierung überzeigte sich von der Schwierigkeit einer Neugründung Goas und gab ihre kostspieligen Pläne auf; 1775 war die Bevölkerung der Stadt auf 1600 Seelen gesunken, von denen 1198 dem christlichen Bekenntnis angehörten. In den Jahren 1785—1788 weilte als junger Offizier Manuel Barbosa du Bacage, Portugals grösster lyrischer Dichter, in Goa, wie zwei Jahrhunderte vorher Camões; als er das Oberhaupt der Kolonie Camara durch eine Satire auf dessen Geliebte verletzte, musste auch er wie Camões 1788 sich nach Macao begeben. Seine Sonette auf Goa, Spiegelbilder jener Zeit, sind Ausbrüche bitterster Entrüstung und leidenschaftlichen Zornes über die verkommenen Fidalgos, die, aus Kriegeren zu Krämern ge-

worden, ihr Leben in dünkelfhafter Anmassung und elenden Ränken verzehrten.

Trotz der jammervollen Öde, die immer gieriger in der dem Untergange geweihten Stadt um sich griff, versäumte doch selten der Wanderer, der des Weges fuhr, im Gedränge des Reiselebens nach Goa zu wandern, um die Macht ungewöhnlicher Eindrücke und Erinnerungen auf sich wirken zu lassen und sein Inneres in lebhaftes Schwingung zu setzen; daher besitzen wir manche anziehende Schilderung über die Ruinenstadt. J. Forbes erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Orient“: Bei der Landung betrachtete ich die prachtvollen Bauten, die in Staub zerfielen; die Strassenflucht liess sich nur mühsam durch die Reste verlassener Wohnungen ausfindig machen; die einst so volkreichen öffentlichen Plätze und Märkte bildeten jetzt Schlupflöcher für Schlangen und giftiges Gewürm: die wenigen Einwohner waren Priester, Mönche, halbverhungerte Soldaten und Tagelöhner.“ Beim Beginn des 19. Jahrhunderts erregte Goa noch immer die Bewunderung von Besuchern durch seine kirchlichen Denkmäler, die den Wechsel der Zeiten glücklich überstanden hatten. Claudius Buchanan, der 1808 empfänglichen Sinnes unter den Überbleibseln einer reichen Vergangenheit umherwandelte, staunte über die Pracht der Kirchen. „Goa, ruft er aus, ist im eigentlichen Sinne des Wortes die Stadt der Tempel; die Schätze aller ihrer Provinzen scheinen auf deren Ausbau verwandt zu sein. Diese Muster altchristlicher Baukunst verraten einen Kunstgeschmack, eine Herrlichkeit, die nirgends im Osten übertroffen wird, und bilden einen schneidenden Gegensatz, zu dem düstern Elend, das sie umgibt. Dazu kommt noch eine andere packende Kehrseite; ich habe den heiligen Handlungen in den grossartigen Kirchen täglich während meines hiesigen Aufenthaltes angewohnt, aber selten ausser den Geistlichen einen Gläubigen darin gesehen. Zwei Reihen eingeborener Priester knieten in bestimmter Folge vor dem Altare, eingehüllt in rauhe, schwarze Gewänder, mit kränklichem Aussehen und nichtssagendem Gesichtsausdruck; sie versehen hier Tag für Tag die gottesdienstlichen Hand-

lungen und wissen dem Anschein nach nichts von anderen Obliegenheiten und Lebenspflichten.“ Leidenschaftlicher tönt die Klage von Texeira Pinto in seinen Denkwürdigkeiten über die portugiesischen Besitzungen in Asien aus dem J. 1823: Obwohl kein Beschluss erging, die Stadt zu zerstören, wie jener de delenda Karthagine im römischen Senat, obwohl kein Einbruch von Barbaren sie mit Vernichtung bedrohte, obwohl kein ingrimmiger Eroberer sie traf, wie Alexander einst Persepolis, obwohl kein Flutenschwall, kein Erdbeben, kein Naturereignis sie überraschte, so ist doch von der Stadt Albuquerque nichts als der Boden übrig geblieben, auf dem sie stand. Die Bevölkerung in den Vorstädten war kaum der zwanzigste Teil von dem, was sie war; die Pfarreien, die früher 12—30 000 Einwohner zählten, waren fast gänzlich verlassen.“ Resigniert sagte vier Jahre später der Abt des Augustinerklosters dem oben erwähnten Abbé Cottineau de Cloguen: „Il ne reste plus de la ville que le sacré; le profane en est entièrement banni.“

Als ob des Unheils noch nicht genug die sterbende Stadt getroffen, gab ihr 1835 der königliche Erlass, wonach alle Klöster in den portugiesischen Besitzungen aufgehoben werden sollten, den Gnadenstoss. Infolge dieser Zwangsent eignungen mussten die Mönche ihre stattlichen Gebäude, die sie in dem allgemeinen Elende zu schützen gewusst, verlassen und ihr wertvolles Eigentum der Staatskasse überweisen. Die Klöster teilten nun bald den Verfall der bürgerlichen Wohnungen oder lieferten das Baumaterial für die in Panjim, der neuen Hauptstadt, erstehenden Häuser; sie hatten den letzten Lebensfunken Goas dargestellt, jetzt sanken auch sie in den Staub. So ist kein blutiges Abendrot auf Goa niedergegangen, das einen verklärenden Schimmer auf seinen Untergang geworfen hätte, wie auf Ilios und Karthago.

Heutiges Tages ist es keine leichte Aufgabe, sich in der Wildnis der Ruinenstätte zurechtzufinden; unter dem aufgehäuften Schutt und Moder, dem dichten Gestrüpp, das von schlanken Palmen und Kokosnussbäumen durchsetzt ist,

hauset dort, wo fleissige Kaufleute fast ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt haben und wo der laute Markt des Lebens seine Wellen schlug, ekles Getier, die Kobraschlange und der Aasgeier, und in den wenigen Hütten, die dazwischen geklebt scheinen, lebt armseliges Volk. Hier und da ist auch eine geistliche Genossenschaft dem Verderben entronnen, und aus ihren Wänden vernimmt der Wanderer die Weisen frommer Gesänge, die in die herrschende Todesstille hineintönen. Einer der letzten Besucher von Bedeutung, der die denkwürtige Stätte betrat, war der damalige Prinz von Wales, der jetzige König von England Eduard VII. bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Ostindien. Die Einzelheiten seiner Fahrt sind von einem Herrn seines Gefolges William Howard Russell ausführlich geschildert worden. „Der Fluss, berichtet er, bespült die Reste einer grossen Stadt, die wie ein Arsenal von Ruinen aussieht; Paläste in Trümmern, Werftmauern in Trümmern, Kirchen in Trümmern, alles in Trümmern! Wir sahen den Sitz der Inquisition, das bischöfliche Priestergefängnis, eine prachtvolle Kathedrale, stattliche Kirchen, Kapellen, Klöster, geistliche Anstalten auf Hügeln, umgeben von Gestrüpp und überall verstreutem Baumwuchs. Wir sahen das zerbröckelnde Gemäuer, das einst die Strassenflucht und die Baulinien der Paläste markierte, die Werftanlagen voll von Unkraut und zerfallenen Krahnern. Einer unserer portugiesischen Begleiter rief aus: „Einst waren wir gross, wir geboten über weite Provinzen, jetzt seid Ihr die Herren, schaut hin und sehet, was uns geblieben ist!“ Der Prinz besichtigte bei seinem Gange durch die Reste alter Herrlichkeit noch den „Porticus der Vizekönige“, der zur Erinnerung an die Befreiung Portugals vom spanischen Joche 1656 errichtet wurde, er weilte in der Sé Primacial von Indien oder der Kathedrale und besonders in der oben erwähnten, von den Jesuiten erbauten Kirche zum Bom Jesus, dem gütigen Jesus, mit dem prachtvollen, figurenreichen Sarkophage, in dem die Gebeine des Apostels von Indien ruhen.¹⁾ Ausser

¹⁾ Aus letzter Zeit bringt Murray's Magazine (Novemberheft 1890) einen Bericht über Goa: A recent visit to Goa, by Graham Sandberg.

diesen Gebäuden stehen heute noch neun Kirchen. Neues Leben ist aus den Ruinen nicht mehr emporgeblüht; abgestorben, weil ohne den kräftigen Willen sich zu behaupten, ohne opferfreudigen Bürgersinn, ohne ideale Triebfedern, ein Opfer geistlicher und weltlicher Despotie, hatte Goa sein Dasein verwirkt. Die Portugiesenmacht in Indien, hat man wohl gesagt, war ein Baum, den man mit dem Schwerte gepflanzt und mit Blut bewässert hat und der hinwelkte, weil er keine Wurzel schlug.

Die Erbschaft der untergegangenen Stadt hat Panjim oder Neu Goa angetreten, am untern Mandovi, 5 engl. Meilen von dessen Mündung gelegen, eingebettet zwischen einem Hügel im Süden und dem Strome im Norden. Die schönste Aussicht auf das Meer, die umliegende Landschaft und die in der östlichen Ferne verschwimmenden Ghats gewährt das Signalhaus auf einem kleinen benachbarten Berge, der die Kirche Nossa Senhora de Conceição trägt. Trotz seiner günstigen Lage wird Panjim mit seiner erschöpften, politisch entarteten Bevölkerung bei den gänzlich umgestalteten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Indiens niemals auch nur annähernd ein Mittelpunkt des Verkehrs und der Bildung gleich dem alten Goa werden, dafür sorgt der Unternehmungsgeist und die Kapitalkraft der auf Malabar herrschenden angelsächsischen Rasse. Früher ein armseliges Fischerdorf, entwickelte es sich erst, als die Regierung mit dem gesamten Verwaltungsapparat hin verlegt und Panjim durch königlichen Erlass 1843 förmlich zur Hauptstadt von Portugiesisch Indien erklärt wurde. Heute ist es der Sitz des Generalgouverneurs, des Erzbischofs und der Behörden. Im Palaste des ersteren befindet sich auch der umfangreiche mit den lebensgrossen Bildnissen aller Statthalter Goas geschmückte Beratungssaal. Die Stadt, von etwa 10 000 Einw. bewohnt, macht mit ihren zweistöckigen, aus gelben Ziegelsteinen erbauten Häusern und den diese umkränzenden palmenreichen Gärten von weitem einen freundlichen Eindruck, enttäuscht aber den Besucher bei näherer Besichtigung; die schlechtgepflasterten Strassen starren von Schmutz, den frei herumlaufende

Schweine durchwühlen; das Leben bewirkt nur geringe Wellenschläge, selten trabt ein Gespann munteren Laufes durch die Stille einher; höchstens begegnet man Leuten, die in Palankins, sargähnlichen Sänften, sich tragen lassen. Nur abends, wenn die Schwüle des Himmels sich abgetönt hat, bemerkt man auf der mit schönen Bäumen eingefassten Landstrasse längs des Mandovi erholungsuchende Lustwandler. Die öffentliche Gewalt ist vertreten durch eine Besatzung von 310 portugiesischen Soldaten; die eingeborenen Truppen mussten 1871 aufgelöst werden, als sie durch eine Meuterei höheren Sold erzwingen wollten. Zu einer selbständigen Dampfverbindung mit dem Mutterlande ist die Kolonie noch nicht gekommen, dagegen besitzt sie eine Eisenbahn, die zwischen dem Hafen Mormugão und den englischen Handelsplätzen New Hubly und Bellary verkehrt, also dem Schienennetze Indiens angeschlossen ist.

Wir schliessen mit den melancholischen Worten des grössten lyrischen Dichters von Portugal, des Manuel Barbosa du Bocage:

Cain Goa, terror antiguamente
Do naire vão, do perfido malaio,
De barbaras nações! Ah, que desmaio
Apaga o marcio ardor da lusa gente!
